

Gott ist erschienen

... um denen zu leuchten, die in Finsternis und Todesschatten sitzen

Die Wallfahrtskirche von Ronchamp auf dem Hügel Bourlemont am Fuß der südlichen Vogesen ist eine Meisterleistung des Architekten Le Corbusier. Der in seiner Ausstattung sehr bescheidene wie in seiner Anordnung geniale Bau lebt vom Licht. Die dicken Betonmauern sind unterbrochen von Öffnungen wie Schießscharten. In drei hohen Schächten

fällt das Licht nach unten und erhellt Nischen und Teile des Raumes. Eigenes Licht hat die Kirche nicht. Alles Licht kommt von außen, aber in besonderer Weise von oben.

Ist es draußen dunkel, bleiben einem nur die Kerzen, die man mitbringt und selbst anzündet. Das hat durchaus seinen Reiz und auch Atmosphäre, aber die Welt des Hauses ist

nur noch schwer zu erkennen und leben lässt es sich so auf Dauer schwer. Irgendwann ergreift den dort Lebenden die Sehnsucht nach Licht, das diese Finsternis vertreibt und dem selbst geschaffenen Licht das Leben aushaucht.

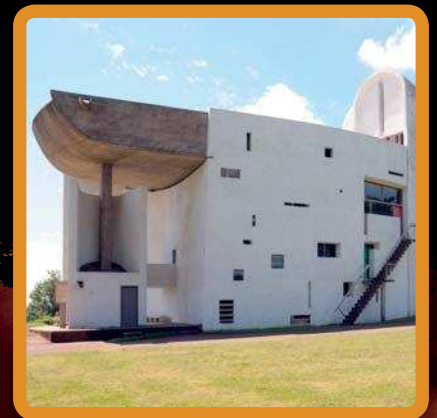


Foto: © http://de.wikipedia.org/wiki/Notre-Dame-du-Haut_de_Ronchamp



Der Priester Zacharias spricht in der Gegenwart seines gerade erst geborenen Sohnes Johannes unter der Leitung des Geistes Gottes von der aufgehenden und Licht gebenden Sonne. Als theologischer Insider nimmt er die Prophezeiung des letzten Propheten Maleachi auf: „*Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, wird aufgehen eine Sonne der Gerechtigkeit ... mit Heil unter seinen Flügeln*“ (Maleachi 3,20 nach David H. Stern). Er transformiert den Gerichtstag der prophetischen Botschaft für die zu Richtenden in einen Umkehrtag ihnen zum Heil, „*um zu scheinen auf jene in der Finsternis, die leben im Schatten des Todes*“ (Lukas 1,79). Das war eine großartige Botschaft, hebt aber das Gericht nicht auf, das dann mehr als 30 Jahre später der „Gerechte“ erleiden muss, für sie und statt ihrer. Das Endgericht selbst bleibt, es ist nicht aufgehoben, sondern nur verschoben.

1. Die in der Finsternis und im Schatten des Todes Lebenden

Als Zacharias sprach, war nicht das Paradies auf Erden. In Jerusalem herrschte Herodes, ein wirklich Großer in allen Belangen. Riesige Wasserversorgungsanlagen entstehen, alte Städte werden saniert, neue mit dem Standard des Römischen Reiches an Tempel, Sport- und Theateranlagen aus dem Boden gestampft, der Tempel gebaut. Man fühlt sich in die Moderne versetzt: Internationale Handelsbeziehungen laufen über ein ausgebautes Filialnetz von Banken, per Scheck wird bezahlt, durch Spekulationen mit Getreideernten wird mancher reich. Schon damals sind pharmazeutische und kosmetische Produkte aus En-Gedi und Jericho konkurrenzlos und die Gewinnung von Salz, Schwefel und Asphalt aus dem Toten Meer. Im jährlich erhobenen Bildungsmonitor der OECD-Statistiker wären die Juden erste Wahl: Der Schulbesuch von Jungen ab 5 Jahren ist Pflicht, mit 13 zitieren die meisten die heiligen Schriften auswendig, die Synagogen sind wie Volkshochschulen, Erwachsenenbildungsstätten für Nachholer und Horizonterweiterer. Drei von vier Millionen Juden leben im Ausland, zumeist in den Weltstädten

und prägen dort Philosophie, Geschichtsschreibung und Naturwissenschaften. Sie übersetzen ihre Schriften in die neue Weltsprache (Pentateuch, Septuaginta) und machen sie damit allen Menschen zugänglich.

So weit, so gut. Aber die Kehrseite ihrer Zeit ist dramatisch. Herodes ist ein Machtmensch von Kaisers Gnaden und ebenso begnadeter Intrigant. Alles ist befriedet, Widersacher werden umgebracht, ebenso mindestens sieben seiner zehn Frauen oder schon mal 6000 Pharisäer. Die Staatssicherheit ist immer präsent. Ein anstrengendes und bis zum Verfolgungswahn getriebenes Leben. Die Kluft zwischen arm und reich wird immer größer. Eine Million Golddenare sind die Mitgift des reichen Nikodemus ben Gurion für seine Tochter. Der Tagelöhner verdient, wenn er überhaupt einen Arbeitgeber findet, einen Denar pro Tag. So lebt bei weitem die Masse. Sie hungert und schlägt sich durch. Das Spiegelbild unserer globalen Welt heute. Pharisäer, Sadduzäer und Essener setzen sich theologisch auseinander. Jeder meint es auf seine Art ernst und verteuflt den anderen. Immer neue Gebote und Vorschriften entstehen, um es Gott recht zu machen. Wer soll dieses Dickicht im Umfang einer Enzyklopädia Britannica noch durchschauen geschweige denn einhalten? So laufen sie mit erhobenem Zeigefinger und rechtgläubigem Herzen durchs einfache Volk und beschweren deren Gewissen. Den Zeloten ist das römische Banner auf der Burg Antonia wie ein schmerzhafter Dorn im Auge. Ihnen reicht es nicht, dass die Juden vom Kaiserkult und Militärdienst befreit sind, das Sabbatgebot und die Tempelsteuer gesichert und eine wenn auch begrenzte zivile Rechtsprechung zugestanden ist. Sie rechnen mit der Ankunft des Messias in allernächster Zeit, der Israel in allen Belangen erneuern wird, und leben diese Erwartung nicht wie Simeon oder Hanna im Gebet und Tempel, sondern mit dem Dolch in der Rechten. Und weil die Götter am griechischen Himmel und die römischen Opferriten ihre Anziehungskraft verloren haben, hat sich im Riesereich von Roms Gnaden ein Angebot aus östlichen Religionen ausgebreitet, das gerade die gehobenen Schichten der Bevölkerung fasziniert. Wer damit nicht zufrieden ist, entdeckt die „Phi-

losophie als eine Art laizistischer Religion und Sittenlehre, die nicht mehr nur hehre Antworten auf den Sinn des Lebens, sondern auf praktische Lebensfragen und die Probleme einer Gesellschaft geben soll, die die Moral verloren hat“. (Peter Seewald) Der Dichter Lukrez schließlich erklärt, dass Religion eine gefährliche Verirrung sei, da das Universum durch den „Tanz der Atome“ entstanden und nichts weiter als ein zufälliges Gebilde ist.

Das sind einige Schlaglichter auf die Zeit, in die Zacharias hinein spricht. Diese Schilderung ist eine Antwort auf die Frage von Heinrich Böll, „wie die Welt wohl aussehen würde, in der Christus nicht gelebt hat“.

2. Die Sonne der Gerechtigkeit

Die Erwartungshaltung der damaligen Welt auf wirkliche Veränderung war groß. In den beiden Jahrhunderten vor Christus konvertierten deshalb mehr Menschen zum Judentum als sonst üblich. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus schreibt in seinen „Historien“, dass viele Menschen überzeugt waren, in den alten Priesterschriften einen Hinweis zu finden, dass „um diese Zeit der Orient sich mit Macht erheben und von Judäa der Herrscher der Welt kommen würde“. Josephus Flavius stellt in seiner „Geschichte des Jüdischen Krieges“ fest, was die Juden am meisten erregte, nämlich „eine zweideutige Weissagung in den heiligen Schriften, wonach zu dieser Zeit einer aus ihrem Land hervorgehen sollte, der zum Herrscher der Welt berufen sei“. Die Hoffnung war präsent, aber die Antwort war irritierend, als sie sie sehen („Bist du der, der kommen soll?“). Denn der Heilsbegriff in Israel war mittlerweile entartet in das Ideal einer äußerlichen Befreiung, sei es von den Römern, sei es von der Not und der Nacht, die sie umgab. Schon deshalb gab es die zwingende Berechtigung eines Vorläufers des Messias, der in der Gestalt des Johannes eine Richtungsänderung anmahnte. Leute, ihr setzt mit eurer Hoffnung auf das falsche Pferd. (Das kam dann später in Bar Kochba, dem „Sohn der Sterne“, den 132 n.Chr. Rabbi Akiba der Große öffentlich zum Messias ausrief. Als er erste Siege über die Römer feierte, wurden Münzen mit der Inschrift

geprägt: „Im ersten Jahr der Errettung Israels“. Nach seiner endgültigen Niederlage und der letzten Zerstörung Jerusalems gab man ihm dann den Namen Bar Koseba, Lügensohn). „Du, mein Sohn“, und da kann man die zärtliche Erregung des Vaters bis in die Fingerspitzen nachempfinden, „du wirst vor dem Herrn einhergehen und seinen Weg bereiten, indem du das Wissen unter seinem Volk verbreitest, dass die Erlösung kommt durch die Vergebung der Sünden“ (Lukas 1,76-77 nach David H. Stern). Wenn im Volk eine andere Erwartung herrscht, wie soll sonst der Erwartete erkannt und angenommen werden? „Siehe, ich sende meinen Boten, damit er den Weg vor mir bereite“, prophezeit Maleachi (3,1). Johannes wird zur göttlich beglaubigten Person, die im Auftrag eines anderen redet und handelt. Er lebt genau zu diesem Zweck, diesen falschen Heilsbegriff der damaligen Zeit zu korrigieren und den Menschen bewusst zu machen, dass die Erlösung durch den Messias in der Sündenvergebung besteht und der Kommende genau das tun wird. Nicht mehr und nicht weniger. Das aber wird immense Folgen für alles Übrige in der Welt haben. Wenn wir Johannes in den Evangelien erleben, dann genau mit diesem Fokus, die Buße zu predigen und zu taufen als das Abwaschen der Sünde und Symbol der Reinigung. Gerecht wird, wer die Vergebung der Sünden hat. Er selbst ist nicht die Lösung, in ihm liegt nicht die Erlösung, aber durch ihn hat „das Volk, das im Dunkel lebt“, die Chance, ein „helles Licht“ zu sehen (Jesaja 9,1). Was mich besonders berührt, ist das Motiv Gottes, uns die Sonne der Gerechtigkeit sehen zu lassen: Seine „herzliche“ oder „zärtlichste“ (David H. Stern) Barmherzigkeit. Er offenbart sein Herz, sein Innerstes, so wie wir manchmal zum Gegenteil sagen, ihm drehte es den Magen um. Genau das wird auch als Erregung von Jesus beschrieben, als er die Menschenmenge sah: „Er wurde innerlich bewegt, weil sie gequält und hilflos wie Schafe ohne Hirten waren“ (Matthäus 9,39 nach David H. Stern). Dieser Gott, der das Wort Fleisch werden lässt, sieht die ganze schiefgelaufene Menschheitsgeschichte. Er zieht sich nicht zurück wie der sächsische König, der bei seiner erzwungenen Abdankung sagt: „Macht euren Dreck alleine.“ Er sendet nicht die Botschaft: Löffelt die Suppe aus, die ihr euch selbst eingebrockt habt. Seht zu, wie ihr das repariert. Viel Glück. Nein, was er sieht,

weckt in ihm so starke Vatergefühle, dass er den Himmel öffnet. Plötzlich sehen wir, die wir nur noch unsere eigenen Kerzen in Rochamp angezündet haben, von oben ein Licht einfallen und unser Raum wird hell, unser Herz erfüllt und all die Finsternis verliert ihre Bedrohung. Das Licht von Gott will nichts anderes als sich selbst mitteilen und das dunkle Tal hell machen. Wenn Finsternis ein Bild der Entfremdung von Gott und nachfolgend auch eines elenden und unwissenden Zustandes und der Schatten des Todes Ausdruck tiefster Umnachtung ist, den wir als Spielraum unseres Daseins aktiv gestalten oder ihm hinnehmend und resignierend begegnen, ahnen wir die entscheidende Wende, die sich hier abspielen kann, wenn wir nur wollen. Denn es gibt auch eine Alternative: Den Lichtschacht abdecken und bei den eigenen Kerzen bleiben.

3. Der Weg des Friedens

Wer schon einmal den Mosesberg bei völliger Dunkelheit hinaufgestiegen ist, um auf die aufgehende Sonne zu warten, ahnt, wie wichtig es ist, eine Lichtquelle zu haben, die wenigstens die Wegführung erkennen lässt. Ohne Licht ist nur ein Vortasten möglich. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass wir stürzen oder vom Weg abirren und nie ankommen. Das Licht scheint in der Finsternis, damit wir unbeschadet ans Ziel gelangen. Dieser Weg des Friedens ist nicht die Abwesenheit von Krieg, Nöten und Problemen, auch kein Burgfrieden als Kompromiss verschiedener Interessen, sondern der Schalom Gottes, in diesem Zusammenhang die Vertreibung der Finsternis durch das Licht, das Lebendigwerden in der Todesstarre (im Todesschatten sitzen) durch die Versöhnung mit Gott (Sohn/Kind Gottes werden). Dieser Weg mündet aus der Vorläufigkeit der Diesseitigkeit in den messianischen Frieden einer „ungestörten Lebensgemeinschaft mit Gott ohne Schmerz, Leid, Tränen, Sünde und Tod“ (Gerhard Maier). Der Friede hat einen Namen: Jesus. „Er ist unser Friede“ (Epheser 2,14), wie er auch unser Licht ist (Johannes 8,12), damit wir Leben haben. Er ist der Kommende, von dem Johannes damals sagte, dass er als das Lamm Gottes die Sünde der Welt wegnehmen wird. Es gibt keinen anderen Weg zu Gott. In diesem Sinne ist er exklusiv, egal, was die Philosophen und Meinungsmacher aller Zeiten dazu geäußert haben. „Ich bin“ stellte sich der ewige Gott Mose vor, „Ich bin das

ER
IST UNSER
FRIEDE

Licht der Welt“ der in die Diesseitigkeit gekommene Gottessohn. Nicht umsonst kündigt der lichterfüllte Himmel den Hirten auf dem Felde „den Frieden auf Erden den Menschen“ an (Lukas 2,14). Das war die großartigste Botschaft, die Hirten jemals gehört hatten.

4. Die Situation heute

Es ist nicht zu übersehen, dass sich in den 2000 Jahren die Welt verändert hat. Reiche sind gekommen und gegangen, Kriege haben global unermessliches Leid gebracht, der Terrorismus aller Couleur hält die Welt in Atem. Das Weltwissen und der Informationsumfang sind exponentiell gestiegen, die Bevölkerung explodiert. Die technischen Entwicklungen lassen uns staunen und oft wegen ihrer Kehrseite entsetzen. In allem treibt uns eine Beschleunigung, der wir nicht mehr gewachsen sind. Die Geister, die der Mensch rief, wird er wie Goethes Zauberlehrling nicht mehr los. Die Politik hat darauf keine Antworten. Sie kratzt an der Oberfläche, schießt nach Mehrheitsstimmen und kuriert Wirkungen, nicht aber Ursachen. Wir haben das Gefühl, alles ist „heillos“ geworden. Manche unterliegen schon wieder der Versuchung, nach dem starken Mann zu rufen, der alles in den Griff bekommt.

Vieles ist beim Alten geblieben. Wir sterben immer noch, auch wenn sich heute Menschen schon schockfrieren lassen, um irgendwann wieder aufgetaut zu werden. Der Unterschied zwischen arm und reich ist genauso wenig aufgehoben wie zwischen gut und böse. Der Kampf um Macht und Besitz wird weiter erbittert geführt. Es ist, als wären wir resistent gegen Erkenntnis und unfähig, die Lehren aus der Menschheitsgeschichte und unseren Geschichten zu ziehen. Trotzdem: Wie zu allen Zeiten hat der Mensch Sehnsüchte. Ihn treibt die Sehnsucht nach „Gerechtigkeit, Spiritualität, Beziehungen und nach dem Guten und Schönen“ (Tom Wright).

Wenn unser Microzensus erforscht wird, ergeben sich immer neue Trends, die nicht unbedingt alle diese Sehnsüchte widerspiegeln. Religion in unseren Breiten hat an Bedeutung verloren. Gesundheit, Freunde, Familien/Kinder, Natur Freizeit, Arbeit sind im Kommen. (Stiftung für Zukunftsfragen Hamburg). Nach einer 2006 von der katholischen Deutschen Bischofskonferenz in Auftrag gegebenen Sinus-Milieu-Studie sind die Kirchen nur

noch in drei der zehn heute gängigen Hauptmilieus verankert, in denen die Menschen heute leben (Marktforschungsinstitut Sinus Sociovision). Der Atheismus wird kämpferischer. Viele werden zu „Untheisten“ (Erich Loest), es ist ihnen gleichgültig, ob es Gott gibt oder nicht. Für sie existiert die Frage einfach nicht mehr. Westeuropa ist ein „kirchliches Katastrophengebiet“ (Peter L. Berger) geworden.

Und wir Christen? Sind wir wirklich die „Schöne neue Welt“, wenn wir unversöhnt, lieblos und arrogant in unseren Gemeinschaften zusammenleben und dadurch ein oft missratenes Vorbild geben? Wenn uns vielleicht sogar die Welt nicht mehr interessiert, wie Nichtchristen Gott nicht mehr interessiert?

5. Gottes Kinder er„scheinen“ - in Finsternis und Todes- schatten

Dass Gott in Finsternis und Todesschatten erscheint, um dem Menschen wirkliches Leben zu ermöglichen, fordert mich heraus.

Wenn das wahr ist, bin ich eine zutiefst beschenkte Kreatur. Wer beschenkt ist, kann nicht anders als dem Geber danken. Wenn solches Leben „geschieht“, bleibt Danken eine ständige Antwort. Wer dankbar ist, kommt aus dem Staunen nicht heraus. Er entdeckt mit allen Sinnen die großen Taten Gottes und seine Liebe, die sich in Jesus selbst schenkt. In ihm zeigt sich greifbar der Schöpfer, Erhalter und Erlöser. Da wird es licht in meinem Leben, auch in Finsternis und Todesschatten.

Wenn das wahr ist, wird aus mir Tranfunzel ein Licht, das angestrahlt scheint, spiegelt, leuchtet. Nicht die Sonne selbst, vielleicht Mond. Nicht Gott, vielleicht aber Gott-Fried. Was für ein faszinierender Gedanke. Sogar der Name ein Programm „durch den, der alles wirkt“ und die „*Füße richtet auf den Weg des Friedens*“.

Wenn das wahr ist, wird mich diese „zärtliche Barmherzigkeit“ Gottes in mir zu den Menschen führen, um ihnen unvoreingenommen zu dienen. Ich werde warten können, wenn sie nicht nach Gott fragen und selbst warten auf die Gelegenheit, wo er zu ihnen spricht, egal wie, wann und wo, weil die freie Entscheidung Gottes Art ist. Wenn aus ihrer Gewissheit, die Welt ist genug, die Sehnsucht in ihnen Raum greift, „die Welt ist nicht

genug“ (Alexander Garth), werde ich da sein. Nein, ich werde mein Licht nicht unter den Scheffel stellen, wo es niemand entdecken kann.

Und während ich das schreibe, geht mir auf, wie weit ich davon noch entfernt bin. Aber mit Gott könnte man ja immer einmal darüber reden. Zumindest in der Zeit, wo Zacharias von Johannes und Jesus spricht und beide angekündigt und geboren werden.

Der französische Philosoph André Comte-Sponville hat ein in seiner Art sehr schönes Buch geschrieben, dessen Inhalt ich nicht teile. Auf der Rückseite von „Woran glaubt ein Atheist?“ wird Folgendes geschrieben: „Was die Religion dem Gläubigen bereithält, muss dem Atheisten nicht verwehrt sein. Werte, Spiritualität und Trost gibt es auch jenseits von Gott. Ein Buch, das den Nerv der Zeit trifft und all jenen, die nicht glauben möchten oder können, neue Wege eröffnet.“ Das Buch der Bücher ist „von einer anderen Welt“. Es stärkt die Hoffnung auf den „Mehr-Wert“ von ganz anderer Dimension, weil uns einer aus der Höhe besucht hat, den die Leute damals ansehen, anfasen und dem sie zuhören konnten und der dann für uns „*alles in allem geworden*“ ist, ein Retter und König zugleich. „Wirklich schade, André, ich hatte alles für dich getan.“ Das ist kein oberflächliches Bedauern Gottes, denn es hatte ihn seinen Sohn gekostet. Ich wollte, er könnte wie Albert Einstein sagen: „Es gibt wirklich nur eine Stelle in der Welt, wo wir kein Dunkel sehen. Das ist die Person Jesu Christi.“

Gottfried Schauer

Gottfried Schauer lebt mit seiner Frau Veronika in Dresden.



Literatur:

- David H. Stern, Das Jüdische Neue Testament
- David H. Stern, Kommentar zum Jüdischen Neuen Testament
- Gerhard Maier, Lukasevangelium
- Peter Seewald, Jesus-Biografie
- Tom Wright, Warum Christ sein Sinn macht
- André Comte-Sponville, Woran glaubt ein Atheist?
- Alexander Garth, Die Welt ist nicht genug